

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Meine Sehnsucht.

Von Clara Weiner.

Am alles magst du mich befragen,
Lofst du mich, wo ich mich sitz',
Was sonntags mir von meinen Tagen
Und was in Schmerzen mir entglitt!

Nur eines muß ich dir verschweigen,
Das nur mein Leben und Gedicht
Durchleuchtet hat so fremd und eigen:
Um meine Sehnsucht frag' mich nicht!

In meiner Seele schrein gegossen,
Die heiß aus ardenen Augen bricht,
Da — und die Stunde ist verfloßen,
Da ich die stiller Hüter war.

Und sinkt mein Tag, noch straßend
Eben,
Wenn kühn' ich: er war schön und leicht!
Doch was ihm seinen Glanz gegeben —
Um meine Sehnsucht frag' mich nicht!

Die wir des Liebes Priester waren,
Sind wir die Blut, die sich zerbricht,
Und hier ist der Tag gleich Jahren,
Den Blick schmückt oder Leid bekrönt.

Und süße Qual bleibst uns zu tragen,
Die heiß aus ardenen Augen bricht,
Viel will ich künden dir und sagen,
Um diese Sehnsucht frag' mich nicht!

Das Nervenkostüm.

Von Harry Nisch.

Es kam Horst Elsmann unerwartet,
Als er in das kleine Gebirgsstädtchen
Hohenstein versetzt wurde, um
dort die Leitung der Filiale der
Desmarcher Bank zu übernehmen. Er
war erst seit zwei Jahren bei der
Bank tätig und bekam als verhältnis-
mäßig junger Mann diesen ehrenvollen
Auftrag. Elsmann nahm die Nach-
richt mit gemischten Gefühlen an,
denn er ging nur sehr ungern von
der Residenz fort.

Die Bank befand sich in den Par-
terrieräumen des Schloßes am
Marktplatz und der Förmlichstraße.
Es gehörte dem Schneidermeister
Martin, der Elsmann in der ersten
Etage auch zwei möblierte Zimmer
vermietet hatte. Dort sorgte Rätchen,
des Schneidermeisters achtzehnjährige
Tochterlein, mit liebevoller Sorg-
falt für Elsmanns Bequemlichkeit.

Rätchen war ein liebes, natürliches
Geschöpf; harmlos und ungelüftet.
Eine arrogante Großstadtpflanze
würde Rätchens oft köstliche Naivität
für Dummheit gehalten haben. Rät-
chen war aber nicht dumm, sie hatte
fogar guten Schulunterricht genossen,
war jedoch nicht aus Hohenstein
herausgelassen und hatte sich ihre
frische Kindlichkeit voll bewahrt. Ihre
hervorstechendsten Charaktereigenschaften
waren Mithildigkeit und selbst-
lose Hilfsbereitschaft. Sie wollte
immer und jedermann helfen. Dabei
gehörte Rätchen zu den besten Partien
Hohensteins, denn ihr Vater besaß
außer dem stattlichen Hause am
Markt noch ein ertragreiches Gut vor
der Stadt, und er war sogar Hoflie-
ferant. Martin hatte dem jagdlie-
benden Fürsten, der sich öfter in Ho-
henstein aufhielt, schon manchen Jagd-
anzug gebaut. Und alle diese väter-
lichen Herrlichkeiten, sowie die vielen
Staatspapiere, welche Elsmann in
seinem feuerfesteren Tresor aufbe-
wahrte, und über deren Wert er da-
her besser als jeder Hohensteiner un-
terrichtet war, erbte Rätchen allein,
denn sie war das einzige Kind. Doch
Elsmann hatte kein Herz in der Re-
sidenz gelassen, Rätchen konnte ihm
daher nicht mehr gefährlich werden.

Seit dreiviertel Jahren war El-
smann nun schon in Hohenstein. Es
war ein schöner Sommermorgen, als
er nach seinem Frühstück klingelte.
Bald darauf trat Rätchen, nach Be-
scheidenen Kopfschütteln, mit dem Kaffe-
brett ins Zimmer. Sie sah wie eine
taufreudige Marirose aus.

„Nun, was gibt es Neues, Fräu-
lein Rätchen?“ fragte Elsmann lä-
chelnd. „Auf Ihrem Gesichtchen steht
eine Neugierde geschrieben.“
„Es ist eine Karte aus der Re-
sidenz da, Herr Direktor,“ erwiderte
Rätchen nettlich und deute geschäftig
den Tisch.

„Aus der Residenz? Schnell, geben
Sie her!“
Elsmann überkam noch immer eine
kleine Unruhe, wenn er Kunde aus
der Residenz erhielt. Vielleicht war
die Karte gar von der Geliebten.
Das hatte der lose Schelm gewollt!
Sie ist von Herrn Heinz Nisch, er-
klärte Rätchen gleichgültig. „Der
Kernte!“

„Sie haben die Karte also gelesen,
Rätchen? Vermochten Sie die Hand-
schrift zu entziffern?“
Elsmann kannte die trauen Oportu-
nitäten seines Freundes Nisch, der
eine echte Geschichtsforschungspate
war, deren Entzifferung selbst ihm
zumeilen Mühe machte.
„Und warum nennen Sie ihn der
Kernte?“
Rätchen senkte den Kopf ein wenig:
„Sind Sie Weis, daß ich die Karte
gelesen habe? Ich dachte mir nichts
Schlimmes davon. Der arme Herr ist

in Verlegenheit. Lesen Sie nur selbst,
Herr Direktor.“

Er nahm die Karte: „Du bist ein
beneidenswerter Glückspilz, lieber
Studienfreund Horst und Direktor,“
schrieb Nisch, wie immer mit Um-
gehung der offiziellen Leberschrift.
„Datt'st dort in reiner Gebirgsluft
Tag für Tag kostenlos Ozon kneipen
und wirst dabei auch noch von einem
goldigen Wesen höherer Ordnung,
genannt Rätchen Mactin, betreut.“
Konnte ich doch an Deiner Stelle
sein, Bruderherz. Ich sage Dir, mir
hat die endlich sanft und selig ent-
schlafene Winterfaisa, schauerhaft
zugeföhrt. Ich laufe mit einem total
gerissenen Nerventostium herum. Und
hier ist feine Sättie, wo ich es repara-
rieren lassen könnte. Liebe sich Dein
Herr Hauswirt nicht dazu erweichen?
Der Mann ist doch Hessefänger und
muß so was können. Oder lieber
noch sein holdseliges Töchterlein, das
Mädchen mit dem zärtlichen Namen
Rätchen. Hat es solche Nähtkunst
nicht gelernt? Ich sage nochmals: Du
Glückspilz. Womit ich verbleibe
Dein wohlaffektionierter Freund und
Großstadtpfoper, genannt Heinz
Nisch.“

Elsmann lächelte und legte die
Karte beiseite. Dieser Unsinn sah
dem Freunde so recht ähnelnd. Er
wühlte auch, daß Nisch statt Nervens-
system stets Nerventostium zu sagen
pflegte. Und das brachte er in seiner
kleinen, kaum lesbaren Handschrift
alles auf eine Postkarte. —
„Heinz Nisch darf man nicht tra-
gisch nehmen, Fräulein Rätchen. Er
spricht und schreibt oft mehr, als er
verantworten kann.“

„Ist es der Herr, dessen Photogra-
phie hier auf Ihrem Schreibtische
steht, Herr Direktor?“ fragte Rät-
chen und betrachtete fassend das
Bild.

„Der mit dem großen Remonier-
schmiff auf der rechten Wange! Aber
sehen Sie ihn nicht zu genau an, er
ist ein Windhund.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte
Rätchen bestimmt. „Er hat gute und
treue Augen.“

Dann verschwand das Mädchen mit
kurzem Gruß. Es war allem An-
schein nach heute mit dem Direktor
nicht zufrieden.

Als Elsmann mittags sein Zim-
mer wieder betrat, war die Karte
Nischs verschwunden. Doch er be-
achtete es kaum, es stand ja ohnedies
nichts darauf. —

Vier Tage später, an einem Sonn-
tag Rachmittag, wurde die Tür zu
Elsmanns Zimmer aufgerissen und
ein schlanker, eleganter Herr: stürzte
herein.

„Da bin ich, Freund Horst und
Direktor,“ rief der Fremde und hielt
dem erstaunt vom Buche aufblinden
Elsmann die Hand hin. „Och,
Du keinen anderen Gruß für mich,
als dieses unbillig erhaltene Ge-
schick? Ich bin der freundlichen Auf-
forderung Deines Rätchens in Person
gefolgt und bringe mein Nerventostium
gleich selbst. Die Post wollte es als
Muster ohne Wert nicht befördern.
Es sei noch nicht einmal so viel
wert.“

„Du sprichst in Rätseln, Heinz.
Doch das wird sich alles auflären.
Einstweilen sei herzlich willkommen.
Mache es Dir bequem. Willst Du
eine Erfrischung? Hast Du schon zu
Mittag gegessen? Du kommst doch
direkt aus der Residenz?“

„Um Euch unangenehm zu über-
raschen, mein Lieber. Gegeben habe
ich schon, aber mich laßt's. Wenn
sich in diesem galklich aussehenden
Hause eine Schale schwarzen Wohn-
taffes auftreiben ließe, so wäre ich
dankbar.“

Elsmann drückte auf den elektris-
chen Knopf neben der Tür.
„Mensch, Ihr seid aber gelibet,
Ihr Kleinsünder! So was habe ich
nicht einmal in meiner Bude und
lebe in der sogenannten Residenz. Ich
will immer zur Tür hinausdrillen:
Frau Kullide, Frau Kullide!“

Als Heinz „Frau Kullide“ mit sei-
ner energischen Stimme schrie, wurde
leise die Tür geöffnet und Rätchen
streckte das Köpfchen herein: „Sie er-
schrecken mich, Herr Direktor. Was
um schrien Sie denn so? Verzeihung,
Sie sind nicht allein. Wünschen Sie
etwas, Herr Direktor?“

Heinz sprang auf und blickte das
Mädchen mit leuchtenden Augen an:
„Das ist Fräulein Rätchen! So und
nicht anders habe ich mir das Mäd-
chen mit dem lieben Namen und dem
hilfsbereiten Herzen vorgestellt. Ich
heiße Heinz Nisch, verehrtes Fräu-
lein Rätchen, da mein Freund es zu
vergessen scheint, mich Ihnen vorzu-
stellen. Welche mich mit meinem ge-
rissenen Nerventostium gehorsamst zur
Stelle. Ich wollte es lieber selbst
überbringen, weil Fräulein Rätchen
sich doch liebenswürdig erboten hatten,
die Reparatur zu übernehmen.“

Elsmann blickte erstaunt von dem
Freunde zu dem errötenden Mädchen:
„Ganz klar ist mir der Sinn dieser
Worte noch nicht, aber ich glaube zu
verstehen. Fräulein Rätchen hat Dir
geschrieben, Horst?“

„Ich hatte Herrn Nisch geschrieben,
Herr Direktor,“ nahm Rätchen jetzt
schüchtern das Wort. „Weil er mir
leid tat. Weil ich sah, wie ausge-
zeichnet der Herr Direktor sich in Ho-
henstein erholt haben. Sie waren
sehr blaß und nervös, als Sie zu
uns kamen, Herr Direktor. Und des-
halb habe ich Herrn Nisch geschrie-
ben, er möge doch auch nach Hohen-
stein kommen. Mein Vater und ich
würden sicher alles tun, um sein ge-
rissenes Nerventostium wieder zu re-
parieren.“

Rätchen hatte anfangs stockend und
mit zu Boden gerichteten Augen ge-
sprochen, dann aber fand sie ihre
kindliche Harmlosigkeit wieder. Und
als keiner der Herren sie unterbrach,
saß sie mit leiser Selbstverspottung
fort:

„Anfangs war ich mir über das
Wort Nerventostium nicht klar. Ich
glaubte, daß es sich wirklich um ein
Kostüm handele. In der Großstadt
soll es ja merkwürdige Sachen geben.
Als ich den Brief geschrieben hatte,
belehrt mich erst mein Vater, daß
das Wort wohl nur im Scherz für
Nervensystem gebraucht worden sei.
Aber er fügte lächelnd hinzu: Sende
Deinen Brief ruhig ab. Hohenstein
möchte seit langem gern Luftkurort
werden. Vielleicht verbannt es Dir
den ersten Kurtag. Dann wirst Du
auf dem Marktplatz ausgehauen.“

Bei den letzten Worten lächelte Rät-
chen mit ihrer silbernen Stimme
und sah Elsmann fröhlich an. Der
stimmte lustig mit ein, von der an-
mutigen Art des naiven Kindes ge-
gangen genommen. Doch Heinz Nisch
blieb ernst; der elegante junge Groß-
stadtmensch war hier in eine ganz
neue Welt geraten. Er hatte mit den
gefährlichsten Männerverführerinnen
gespielt und war Sieger geblieben.
Diesem einfachen, in ihrer Schlich-
theit und Natürlichkeit doppelt reiz-
enden Mädchen gegenüber vergaß er
oft bewundertes Plaudertalent.

Doch das dauerte natürlich nur
wenige Sekunden. Heinz Nisch ließ
sich nicht lange verblüffen.
Aus den drei Tagen, die Nisch in
Hohenstein bleiben wollte, wurden
vier Wochen. Und dann schied er
auch nicht eher, als bis ihm Rätchen
versprochen hatte, vom kommenden
Jahre ab dauernd die Aussicht über
sein Nerventostium übernehmen zu
wollen. Und zwar, weil dies der
Welt gegenüber besser aussieht, als
Frau Rechtsanwältin Käthe Nisch.

Die unendliche Nationalhymne.
Eine Probe von dem bewunderten
Jeromeiell, das an europäischen
Fürstenthümern und in diplomatischen
Kreisen Brauch ist, gibt ein hübsches
EpiGramm, das sich am deutschen Kai-
serhofe zugetragen haben soll.

Zu Ehren des Geburtsstages
des verstorbenen Königs Edward von
England gab Kaiser Wilhelm im
Jahre 1907 ein Festmahl, auf dem
natürlich der britische Vorkämpfer,
Sir Frank Lascelles, einer der im
Mittelpunkt stehenden Persönlich-
keiten war. Zu Ehren dieses Gastes
als Repräsentanten des britischen
Königs und Volkes sollte die Musik,
sobald er aufbrechen würde, die eng-
lische Nationalhymne anstimmen, und
dies sollte solange erklingen, bis der
Botenwagen seinen Wagen bestiegen
und dieser außer Sichtweite wäre.

Sir Frank Lascelles verabschiedet
sich. Pünktlich steht die Kapelle ein:
das feierliche „God save the
King!“ ertönt. Da aber ... kaum
braufen die ersten Töne durch den
Saal, kaum sind sie an das Ohr
des gerade die Treppentufen hinab-
gehenden Botenwagens gedrungen, als er
stehen bleibt und sein Haupt ent-
blüht — getreu der englischen Sitte,
welche heißt, daß, sobald die Na-
tionalhymne ertönt, ein jeder still steht
und den Hut zieht. Da stand er
nun, und die Kapelle blies und blies.
Sobald er die Nationalhymne zu
Ende, und der Botenwagen stand noch
immer da. Und man sollte spielen,
bis sein Wagen außer Sichtweite sei.
Och Himmel! Der Kapellmeister läßt
sich von neuem beginnen. Zum
zweiten Male ertönt: „God save
the King!“ Der Botenwagen, der
gerade in der kurzen Pause wenige
Schritte weiter gegangen ist, steht
still und lauscht andächtig. Biermal
spielt die Kapelle das „God save
the King!“ hintereinander, bis end-
lich einem Kammerherrn ein Licht
aufgeht. Ihm gelang es denn auch,
die Kapelle bald zum Schweigen zu
bringen, so daß Sir Frank Lascelles,
der schon einen Streckkampf bekom-
men hatte, endlich in seinem Wagen
steigen und davonstolzen konnte.

Frank Gordons Herz.

Stizze von Adolf Stark.

Erst wollten die andern nicht recht
mittun. Die Sache war doch zu un-
gewöhnlich und riskant. Wenn man
so andern Leuten ins Haus fiel, un-
geladen, unangemeldet, mitten in die
Arbeit hinein, wer weiß, was es
da für Zwischenfälle, Verdrüßlich-
keiten, Unannehmlichkeiten und Ver-
stimmungen geben konnte. Aber
Frau Ellen drang durch wie immer,
wenn sie sich etwas in den Kopf ge-
setzt hatte, und der Erfolg gab ihr
recht. Er verstand den Spaß, und
im Handumdrehen hatte sich in dem
Kleiner eine reizende kleine Unter-
haltung entwickelt, die bis zum Abend
dauerte. Man sah auf umgestül-
ten Kissen oder am Boden, da nicht
genug Stühle da waren, trant den
See aus Wassergläsern, weil Kom-
mune zwei Teeschalen besaß, wenig-
stens hier im Atelier, und unterhielt
sich prächtig, viel besser als bei al-
len five-o'clocks und Abendgesell-
schaften.

Frau Ellen triumphierte. Als
zweiter kam Fred Clayton, der Her-
zengestocher, von dessen Junggele-
heim die Frauen unter sich allerhand
geheimnisvolle Geschichten erzäh-
ten. Uebrigens, Clayton war auf
den Besuch gefaßt, wenn er auch das
Datum nicht genau wußte, denn es
sollte ja programmäßig ein Leberfall
sein, und entfernte vorzüglich alle Bil-
der und sonstigen Andeutungen, die er
neugierigen Blicken nicht aussetzen
wollte. So gab es auch hier keinen
Nichtton und auch ferner verließ alles
nach Wunsch, weil jeder der Herren
wußte, daß nun die Reihe an ihn
kommen mußte. Man amüsierte sich
trefflich. Aber schließlich war man
bei allen herumgelommen, wenigstens
bei allen, wo man sich einen Unter-
halt versprach.

„Ich fürchte, es ist zu Ende,“ sagte
eines Tages Frau Ellen, als sie ih-
re Freundinnen bei sich versammelt
sah, in dem kleinen Boudoir, wo nur
die Damen Zutritt hatten, wo sie un-
gestört ihre Pläne schmiedeten, ihre
kleinen Geheimnisse austauschen konn-
ten. „Ich fürchte, es ist zu Ende.
Es fehlt am nötigen interessanten
Männermaterial. Die letzten zwei
Leberfälle waren bereits herzlich sa-
de. Das liegt nicht an meiner Idee,
sondern an den Besuchten, deren Heim-
chen nützlich und langweilig ist
wie seine Herren. Ein Königreich
für einen interessanten Mann.“

Fanny Brown klopfte in die
Hände. „Ich hab's! Wir überfallen
Dr. Grobmann, den geheimnisvollen
Gelehrten. Man erzählt sich aller-
hand Sonderbares über seine Experim-
ente und Forschungen. Das wird
hochinteressant.“

Frau Ellen schüttelte den Kopf.
„Das geht nicht. Er gehört nicht
zu unserm Kreise. Er versteht ja
gar nicht in der Gesellschaft.“
„Oh, das tut nichts,“ Fanny war
ganz feuer und Flamme. „Er ist
ein Gentleman, er wird uns nicht
die Tür weisen. Uebrigens, mich
kennt er, er hat bei uns schon einmal
gespeist. Und Bessy kennt er auch,
deren Mann ist ja sein Kollege. Paßt
das, was wird die Krönung des Wer-
kes!“

Dr. Grobmann empfing den
Schwarm der Besucher mit einem
gewissen Ernst, aber Fanny hatte
recht, er war ein Gentleman und,
wenn der Leberfall ihm vielleicht
unangenehm war, dann verriet er
dies wenigstens mit seiner Gebärde.
Nur Frau Ellen, sonst die munterste
von allen, war merkwürdig aufge-
regt. Als Dr. Grobmann erschien,
hatte sie sogar einen kleinen Schwä-
cheanfall und wäre ohnmächtig ge-
worden, wenn Fanny ihr nicht rasch
das Narkosemittel gereicht. Jetzt
ging sie hinter den anderen drein,
die erstaunt, neugierig und zugleich
ein klein bißchen ängstlich alle die
sonderbaren Apparate, Gläser und Re-
torien betrachteten, deren Zweck und
Inhalt Dr. Grobmann ihnen bereit-
willig auseinandersetzte.

„Und was ist das?“ fragte Frau
Fanny und deutete auf ein Glas,
welches auf einem eigenen Podest
stand; in einer wackeligen Flü-
gelstange schwebte, von Seidenfäden
gehalten, eine dunkelrote, kumpen-
förmige Fleischmasse.
„Das ist mein Herz,“ sagte Dr.
Grobmann.

Einige der Damen lachten, sie hielten
die Antwort für einen Scherz.
Aber Dr. Grobmann lachte ruhig
fort:
„Das ist mein Herz, meine Damen.
Sie müssen nämlich wissen, daß ich
nicht mein eigenes Herz im Verbe-
trage, sondern —“

„Vielleicht gar einen Stein,“ lachte
Frau Fanny.
Er schüttelte das Haupt. „Nein,
aber das Herz eines andern. Das
ist eine seltsame Geschichte. Wenn
es sie interessiert, will ich sie Ihnen
erzählen. Bitte, nehmen Sie Platz.
Stühle genug für alle sind vorhan-
den.“

Sie haben wohl schon von Doktor
Correll gehört? Der Mann ist ja
heute eine Berühmtheit. Damals
war er noch ganz unbekannt, und es
war ein Zufall, daß ihn einer unse-
rer Sekundanten als Arzt mitbrachte.
Meine Geschichte beginnt nämlich mit
einem Duell.

Eigentlich beginnt sie schon früher,
denn jedes Duell hat seine Ursache,
und wenn zwei Menschen, die vor-
dem so gute Freunde gewesen waren,
wie Frank Gordon und ich, einander
an einem heißen Morgen auf zehn
Schritte Distanz mit der Pistole in
der Hand gegenüberstehen, so gibt
es da natürlich eine Vorgeschichte.
Aber damit will ich Sie nicht lang-
weilen. Was dem einen Schicksal
ist, ist dem andern Heluda. Also
beginnen wir mit dem Duell.

Wie schossen beide gleichzeitig, je-
der von dem festen Willen befeelt,
den andern aus dem Wege zu räu-
men. Und da wir gleich gute Schüt-
zen waren, erreichten wir unser Ziel.
Meine Kugel traf Frank Gordon in
den Kopf und verletzte wichtige Hirn-
teile. Da gab es nichts mehr zu
retten. Ich selbst erhielt einen
Schuß ins Herz und wäre verloren
gewesen, wenn nicht Dr. Correll am
Platze gewesen wäre.

Sie kennen doch Corrells verbüß-
fende, geniale Arbeiten. Sie haben
wohl alle gelesen, daß es ihm gelun-
gen ist, Säugetier - Herzen, die aus
dem Körper geschnitten waren, Wo-
chen und Monate lang lebendig zu
erhalten, so daß sie klopfen und schu-
gen, wie im lebenden Organismus.
Bei mir hat er Größeres geleistet.
Frank war verloren, aber sein Herz
war gesund, während das meine tot-
wund war. Correll vertauschte ganz
einfach die beiden Organe. Eine
einfache Operation, aber sie gelang.
Wenn sie genau zusahen, so wer-
den sie dort drüben im Glase noch
die kleine runde Öffnung sehen, die
Frank's Kugel machte. Ich aber lebe
und trage sein Herz in meiner
Brust.“

„Und was sagt Ihnen dies Herz?“
fragte Frau Ellen. Ihre Stimme
klang matt und gepreßt.
„Das Herz? Das sagt gar nichts.
Herzen sprechen nicht, sie schlagen nur
und klopfen, und ziehen sich bisweilen
krampfhaft zusammen, in Schmerz
oder Lust. Und noch etwas: sie lie-
ben!“

„Wen? Komische Frage. Natür-
lich sie, um derentwillen wir beide
hier gegenüber standen. Sehen Sie,
Frau Ellen, das ist eine eigene
Sache. Ich trage Frank Gordons Herz
in meiner Brust und es versteht sei-
nen Dienst, als wäre es mein eige-
nes; aber mein Gehirn da droben
in meinem Schädel das empfindet
dies Herz doch als etwas Fremdes.
Sich selbst kann man bekanntlich
nicht objektiv beobachten. Mein
Hirn aber beobachtet Frank Gordons
Herz. Das ist ein angenehmer Zu-
stand, das können sie mir glauben,
besonders nicht im Anfang, ehe man
sich daran gewöhnt hat. Meine ei-
gene Liebe, sehen Sie, die war aus-
gelöst, als ich vom Krankenlager
aufstand. Sehr leicht begrifflich,
nicht wahr, das Herz, das sie getra-
gen hatte, war ja tot. Dort hängt
meine Liebe im Spiritus und mein
Hirn, das klare, ruhige, vernünftige
Hirn, flötet über sie. Wie kann
man sich in ein Weib verlieben, das
nichts Gutes an sich hat, als eine
schöne Farbe, ein Weib, das falsch
und schlecht und tödlich ist. Aber
Gordons Herz hier in meiner Brust,
das liebt sie noch immer, trotz allen
Predigten meines Hirnes. Es ist
ein recht törichtes Ding das, dies
arme Herz, und will keine Vernunft
annehmen.“

Frau Ellen schlug ihre Augen zu
ihm empor, ihre berühmten tiefblauen
Mörschenaugen, die alle Männer der
Stadt toll machten, und lächelte ge-
heimnisvoll. „Da sind Sie recht über-
zeugt, lieber Doktor. Das Herz sagt
es und das Hirn sagt anders. Wel-
ches von beiden wird Recht behal-
ten?“

„Das Hirn,“ sagte er kurz und
scharf. „Es entzieht dem Herzen
einfach die Nahrung für seine töd-
liche Liebe. Die Trennung läßt jedes
Gefühl erlöschen, wäre es auch so
stark, wie Frank Gordons Liebe. Ich
habe Sie nicht wiebergesehen bis
zum heutigen Tage.“

Frau Ellen erhob sich. „Besten
Dank, lieber Doktor, für Ihre Auf-
nahme und die erhellende Beside-
lung. Ich bin gefasnt, wie Sie aus-
geht und wer Recht behält. Ich weile
auf Frank Gordons Herz. Ich sage
nicht adieu, lieber Freund, ich
sage auf Wiedersehen.“

„Ein alter Reger empfing sie am der
Türe und geleitete sie grinsend in
den Salon. An der Türe blieb er
stehen. Die schöne Frau stampfte
ungeduldig mit dem Fuße auf. „Fitz,
rufen sie ihren Herrn.“

Der Alte grinste wieder. „Der
Herr jagt, ich solle warten, bis
Dame kommt, und ihr diesen Brief
geben.“

Sie riß den Umschlag auf. Auf
dem weißen Papier standen nur vier
Worte: „Das Hirn hat gefügt.“

„Wo ist Dein Herz?“ schrie sie
dem Diener an. Erschroden fuhr er
zusammen.
„Mister sind fortgereist, weit, weit
weg. Er sagt, er kommen nie wie-
der.“

Liebesbriefe einer Chinesin.
In einer englischen Zeitschrift ver-
öffentlicht Fräulein Clayton Cooper
die ihr zur Verfügung gestellten Lie-
besbriefe einer chinesischen Frau an
ihren Gatten. Die Dame, die ihren
Gatten über die häuslichen Ver-
hältnisse auf dem Laufenden hält, ist
die Gattin eines hohen Beamten, der
seinerzeit den Sühneprinzen Uchung
auf seiner Weltreise begleitet hat.
Die Sprache ist durchweg poetisch.

So schreibt Kwei - Li — das ist
der Name der Schreiberin — in ei-
nem Briefe: „Jeder meiner Pinfel-
striche wird Dir Nachricht von mir
geben. Du wirst den Umschlag nicht
mit rauher Hand abreiben, wie Du
es mit den großen amtlichen Briefen
tust. Noch wirst Du das Papier in
Deiner Hand zusammenballen. Du
wirst es nicht tun, weil Kwei - Li Die
Worte der Liebe darauf geschrieben
hat, Kwei - Li, die Dir mit jedem
Pinfelstrich eine Faser ihres Her-
zens sendet.“ Wir werden in den
Briefen in die internen Verhältnisse
eines chinesischen Haushaltes einge-
führt, wo die Frau des Familien-
oberhauptes als unumstänke Herr-
scherin waltet. Sie verhängt Strafen
über die Gattinnen ihrer Söhne.
So berichtet Kwei - Li ihrem Gat-
ten, daß ihre Schwägerin, die Frau
seines jüngeren Bruders, von der
Mutter wegen ihrer Puffucht zur
Strafe den Weibst erhalten habe, täg-
lich einen Text des weisen Konfu-
zians auswendig zu lernen. Sie fügt
aber hinzu, daß ihre Meinung nach
die Strafe ganz ungerechtfertigt auf
ihre arme Schwägerin von der furcht-
baren Schwiegermutter herabgedon-
nert sei, denn „für mich ist sie der
wahre Geist des Lachens. Wenn ihr
glückliches Lachen erklingt, dann freu-
en sich die Götter.“ Sie schildert
dem Gatten weiterhin, wie die
Schwägerin, die er noch nicht zu Ge-
sicht bekommen hat, aussieht. Lan-
ges, wundervolles Haar hat sie.
„Aber es ist nicht so dicht, wie das
meine“, fügt sie hinzu. „Sont ist
sie aber des Lobes voll von der
Schönheit ihrer Schwägerin, und
diese Stelle ihrer Briefe klingt ei-
gentlich gänzlich unweiblich. Eines
Tages vertraut die schon im hohen
Alter stehende Mutter ihr (Kwei-
ri) die Schürze des Haushaltes an,
um sie über das Fernsein des Gatten
hinwegzutragen.“ Sie sagt, ein Herz,
das mitten in der Arbeit lebt und
weht, das kann nicht trauern, und
meine Tage sind voller Arbeit. Ich
stehe des Morgens früh auf, ordne
mein Haar, bringe dann der Mutter
ihren Tee und spreche ihr meine Ehr-
erbietung aus. Dann lege ich Reis
und Wasser in ihren Schüsseln vor
den Altar des Küchengottes und zün-
de eine kleine Räucherkerze an, damit
der Tag ein glücklicher werde.“ Zwei-
fellos sind die Liebesbriefe interessante
„documents humanis“, die in die
Seele einer chinesischen Frau Einblick
gewähren und die zum Verständnis
des Geistes, der im fernen Osten
waltet, beitragen dürften.

„Die Hauptsache. Wie un-
geschickt Sie sind!“ sagte die Haus-
frau zu dem Mädchen, das etwas
Sauce über das nageheu seidene
Reid eines Gastes ergossen hatte.
„Jetzt wird die Sauce nicht mehr
reichen!“

„Ausschlaggebend. Wie
genüßlich wundere ich mich, daß Du
so verliert in Deinen Bedühtam
tist; er ist doch durchaus nicht
schön!“

„Aber er autet, und seine Küsse
haben einen so wunderbaren Benzin-
geschmack.“